

Lasst Gott in euch leben

Gandhi und die Weltreligionen¹

Sigrid Grabner

Gandhi (1869–1948) wünschte, dass seine Schriften mit seinem Körper verbrannt würden, denn, so sagte er: »Mein Leben ist meine Botschaft.« Auf das Beispiel dieses Lebens bezogen sich Martin Luther King ebenso wie die Mütter von der Plaza del Mayor, streikende peruanische Bergarbeiter wie Demonstranten in Peking und 1989 in Leipzig. Fünfzig Jahre nach Gandhis gewaltsamem Tod kennen zwar viele noch seinen Namen, doch nur wenige wissen mehr als ein paar Schlagworte über den Mann, der Indien in die Unabhängigkeit geführt hat. Die Bemerkung des Philosophen Bertrand Russel »Das moderne Indien hat Gandhi zu einem Heiligen erklärt und alle seine Lehren ignoriert« trifft nicht nur auf Indien zu.

Die mangelnde Aufmerksamkeit der Gegenwart hätte Gandhi nicht beunruhigt, wusste er doch und sagte es oft genug, dass er mit ahimsa, der Gewaltlosigkeit, und satyagraha, der Offenbarung Gottes als Kraft der Liebe und Wahrheit, nichts Neues erfunden habe und dass das, was er verkünde, so alt sei wie der Himalaja. Er hätte seine Lehren auch mit dem Meer vergleichen können. Es folgt dem ewigen Rhythmus von Ebbe und Flut; sein Wasser verdunstet und kehrt mit den Flüssen zurück. Kein Tropfen geht verloren, es wandelt sich nur die Erscheinung. Gedanken sterben nicht mit dem Menschen, der sie lebte.

Nicht von ungefähr gab Gandhi seiner Autobiographie den Titel *Meine Experimente mit der Wahrheit*. Er legte einen weiten und konfliktreichen Weg zurück, ehe er der wurde, als den die Welt ihn heute kennt.

Als er, noch keine neunzehn Jahre alt, im September 1888 nach London aufbrach, um Jura zu studieren und herauszufinden, welche Kenntnisse und Fähigkeiten das zahlenmäßig kleine Volk der Briten befähigten, den indischen Subkontinent zu beherrschen, hatte er sich mit der Kaste, der er angehörte, überworfen und sah sich selbst nicht als gläubigen Hindu. Aber das Vorbild seiner tief religiösen Eltern hatte schon in dem Kind die Überzeugung Wurzeln schlagen lassen, »dass Moral die Grundlage aller Dinge und dass Wahrheit die Substanz aller Moralität ist«. Das hinderte den Heranwachsenden jedoch nicht, die Religion seiner Eltern kritisch zu befragen, ihr sogar zuwiderzuhandeln.

An die Vorschriften seiner Religion wie den Vegetarismus und die eheliche Treue hielt Gandhi sich in London nicht aus Frömmigkeit, sondern weil er es seiner Mutter gelobt hatte.

In der Hauptstadt Großbritanniens freundete sich der junge Inder mit Lebensreformern an. Erst ihr Vorbild und ihre Argumente machten ihn

¹ Alle Zitate aus: Sigrid Grabner, Mahatma Gandhi. Politiker, Pilger und Prophet. Berlin 1992; dies., Mahatma Gandhi. Gestalt Begegnung Gebet. Freiburg i. Br. 1994.

zum überzeugten Vegetarier. In seiner Heimat hatten ihn der dogmatische Eifer und die Intoleranz der christlichen Missionare abgestoßen, nun begegnete ihm erstmals sympathische Vertreter der christlichen Religion. Auf Anraten seiner Freunde beschäftigte er sich mit der Bibel. Das Alte Testament beeindruckte ihn nicht sonderlich, das Neue Testament dagegen, vor allem die Bergpredigt, elektrisierte ihn. Während viele Christen nach wie vor meinten, die Bergpredigt könne man nicht leben, sollte sie für Gandhi eine Anleitung zum Handeln werden. Martin Luther King, der Gandhis Strategie des gewaltlosen Widerstands im Kampf für die Rechte der Schwarzen in den USA praktizierte, meinte einmal, Gandhi sei der erste Mensch gewesen, der Jesu Liebesethik über eine bloße Beziehung zwischen Einzelpersonen hinausgehoben und sie zu einer gewaltigen und wirksamen sozialen Macht in großem Maßstab gesteigert habe.

Der Hindu Gandhi befreite die Bergpredigt von dem Odium, sie gelte nur für Feiglinge. Halte etwa ein Feigling die linke Wange hin, wenn er auf die rechte geschlagen worden sei?, fragte er. Der Feigling laufe davon; und er liebe auch nicht den, der ihm böse wolle, sondern er sinne auf Rache. Nur der seelisch Starke sei zur Selbstüberwindung und zur Selbstlosigkeit fähig. Er ertrage die Wahrheit, dass bei einem Konflikt das Unrecht niemals nur auf einer Seite liegt. Und er wisse, dass Einsicht in die eigene Unvollkommenheit schon der halbe Sieg ist.

Weder in London noch später in Südafrika, wo Gandhi fast ein Vierteljahrhundert lang als Anwalt der indischen Bevölkerungsgruppe arbeitete, fehlte es an Versuchen seiner christlichen Freunde, ihn zum Christentum zu bekehren, und eine Zeit lang ging er wohl auch mit diesem Gedanken um.

Das Buch, das sein weiteres Leben entscheidend bestimmen sollte, lernte Gandhi im zweiten Jahr seines Londoner Aufenthaltes kennen: die Bhagavadgita. Es mutet wie eine Ironie an, dass Gandhi, der nach England gekommen war, die Quellen zu finden, aus denen die Engländer ihre Kraft als weltumspannende Kolonialmacht schöpften, hier auf die Bhagavadgita stieß. Zufällig war es nicht. Während die Briten in Indien alles daransetzten, die privilegierte Schicht des Landes ihrer eigenen Kultur und Religion zu entfremden, entdeckten englische Gelehrte den Reichtum des indischen Kulturgutes. Eine Reihe von hervorragenden Übersetzungen brachten interessierten Lesern die Werke der alten indischen Literatur nahe. Indische Studenten in England gewannen durch sie ein neues Selbstverständnis.

Die achtzehn Gesänge aus dem Mahabharata nannte Gandhi fortan »ein Buch par excellence für die Erkenntnis der Wahrheit«. Er verstand sie als eine Allegorie auf das Schlachtfeld der menschlichen Seele, in der Gutes und Böses beständig miteinander ringen. Viele Jahre nach der ersten Lektüre schrieb Gandhi:

Wenn Zweifel mich quälen, wenn die Enttäuschung mir ins Gesicht sieht und ich keinen Hoffnungsstrahl am Horizont entdecken kann, greife ich zur Bhagavadgita, und dort finde ich einen Vers, der mich tröstet, und ich beginne mitten im tiefsten Leid zu lächeln.

Die Wahrheit, das lehrte Gandhi die Bhagavadgita, findet nur jener, der selbstlos seine irdischen Pflichten erfüllt, ohne nach Erfolg zu streben und Missgunst zu fürchten.

Die Bhagavadgita führte Gandhi zu den Wurzeln seiner Religion. Was er als Kind von seinen Eltern unbewusst aufgenommen, wogegen er als Heranwachsender rebellierte hatte, begriff er nun durch Erfahrung und Erkenntnis als den ihm gemäßen Weg zur Wahrheit.

Die Lektüre der Bhagavadgita regte Gandhi an, sich intensiv mit den Religionen und Philosophien Asiens zu beschäftigen. Edwin Arnolds *Light of Asia* erschloss ihm das Leben und die Lehre Buddhas, Carlyles *Das Leben Mahomets*, Washington Irvings *Das Leben des Propheten Mohammed* begeisterten ihn für den arabischen Religionsstifter. Er las mit Interesse eine englische Übersetzung des Koran. In ihm wuchs die Überzeugung:

Für mich ist Gott Wahrheit und Liebe. Gott ist Ethik und Moralität. Gott ist Furchtlosigkeit. Gott ist die Quelle von Licht und Leben, doch er ist über all dem und jenseits all dessen. Gott ist Gewissen. Er ist sogar der Atheismus des Atheisten. (...) Er übersteigt das Wort und die Vernunft. Er ist ein persönlicher Gott für diejenigen, die seine persönliche Gegenwart brauchen. Er hat Gestalt angenommen für diejenigen, denen es not tut, ihn zu berühren. Er ist die reine Wesenheit. Er ist einfach und schlicht für jene, die glauben. Er ist allen alles. Er ist in uns und doch über uns und jenseits von uns.

Kenner des Lebens und des Werkes von Edith Stein hören in diesen Worten eine vertraute Stimme. Am 23. März 1938 schrieb die Karmelitin an eine befreundete Benediktinerin: »Es hat mir immer sehr fern gelegen zu denken, dass Gottes Barmherzigkeit sich an die Grenzen der sichtbaren Kirche binde. Gott ist die Wahrheit. Wer die Wahrheit sucht, sucht Gott, ob es ihm klar ist oder nicht.« Es wäre müßig, die Frage zu stellen, ob Edith Stein um Gandhis Schriften wusste. Seit jeher haben aufrichtige Sucher nach der Wahrheit, wann und wo auch immer auf der Welt, unabhängig voneinander zu dieser Erkenntnis gefunden. Denn das Beharren auf die ausschließliche Geltung einer Lehre, einer Institution, einer Weltanschauung erzeugt Fanatismus, und Fanatismus schließt Wahrheit und Liebe aus. Fanatismus führt – wie die Gleichgültigkeit – weg von Gott. Ein Sucher nach der Wahrheit ist weder fanatisch noch gleichgültig und deshalb auf dem Weg zu Gott. Schon immer, seit es Menschen gibt. Das meinte Gandhi, wenn er sagte, seine Wahrheit sei so alt wie der Himalaja.

Seine religiösen Studien im London der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts und später in Südafrika ließen Gandhi zu dem Ergebnis gelangen, alle Religionen seien zugleich vollkommen und unvollkommen. Ihr Wesen sei gleich, nur die Formen, aus unterschiedlichen Traditionen hervorgegangen, differierten. Deshalb sah er für sich keinen Sinn mehr darin, seine Religion um einer anderen willen aufzugeben.

Christentum und Islam, schrieb Gandhi einmal,

sind für mich so wahr wie meine eigene Religion. Meine eigene aber stillt alle meine inneren Bedürfnisse. Sie bietet mir alles, wessen ich zu meiner inneren Entfaltung bedarf. Sie lehrt mich beten, andere möchten sich zur Fülle ihres Wesens in ihrer eigenen Religion entfalten, nicht aber, andere möchten glauben, was ich selber glaube. So bete ich

denn für einen Christen, dass er ein besserer Christ, für einen Mohammedaner, dass er ein besserer Mohammedaner werden möge. Ich bin überzeugt, dass Gott dereinst nach dem fragen wird, dass Gott heute schon nach dem fragt, was wir sind, d. h. was wir tun, nicht nach dem Namen, den wir uns beilegen. Bei ihm ist Tun alles, Glauben ohne Tun nichts. Bei ihm ist Tun Glauben und Glauben Tun.

Der Grundakkord von Gandhis Leben war angeschlagen: das Streben nach Übereinstimmung von Fühlen, Denken, Reden und Handeln. Religion bedeutete ihm mehr als eine Doktrin oder gar ein Dogma, sie war ihm Ursprung, Sinn und Ziel eines selbst verantworteten Lebens. Die Religion ist, schrieb er,

eine angeborene Eigenschaft der Seele. Sie ist das, was es uns ermöglicht, im Leben unsere Pflichten als menschliche Wesen zu erkennen und eine richtige Beziehung zu unseren Mitmenschen aufzubauen. Aber zuvor müssen wir unsere eigene wirkliche Natur erkennen. Religion ist deshalb in erster Linie das Mittel zur Selbstverwirklichung oder zur wirklichen Natur unseres Selbst.

So wie Gandhi sich bewusst für die Religion seiner Vorfahren entschied, so deutlich lehnte er zeitlebens Proselytenmacherei ab. Das lag nicht nur an seinen ungunstigen Erfahrungen mit christlichen Missionaren in Indien, sondern gründete in der tiefen Überzeugung von der Notwendigkeit einer jeglichen Religion. Er plädierte für gegenseitige Achtung und Toleranz der Gläubigen unterschiedlicher Religionen und wandte sich gegen eine Einheitsreligion.

Jeder Versuch, die Traditionen zu ersticken, die aus dem gemeinsamen Erbe stammen und von Klima und Umwelt bedingt sind, ist nicht nur zum Scheitern verurteilt, sondern ist ein Sakrileg.

An die Adresse der Christen gerichtet, die auf der Suche nach ihrem Seelenheil im zwanzigsten Jahrhundert verstärkt nach Indien pilgerten, sagte er:

Angenommen, ein Christ käme zu mir und sagte zu mir, er sei fasziniert von der Lektüre der Bhagavadgita und möchte ein Hindu werden, würde ich ihm antworten: »Nein. Was die Bhagavadgita offenbart, offenbart auch die Bibel. Du hast es nur noch nicht entdeckt. Entdecke es und sei ein guter Christ.«

Noch vor Vollendung seines dreißigsten Lebensjahres hatte Gandhi als Anwalt der Rechtlosen in Südafrika seine Berufung gefunden. Wie er als Jurist die Gesetze studierte und sie befolgte, um aus den dabei gewonnenen Erfahrungen sie dort in Frage zu stellen, wo sie dem allgemeinen Rechtsempfinden Hohn sprachen, so achtete er auch die Tradition seiner Religion und erhob seine Stimme, wo in ihrem Namen die Würde des Menschen verletzt wurde. Bekannt ist sein lebenslanger Kampf gegen die Diskriminierung der indischen Kastenlosen, die er »Harijans«, Kinder Gottes, nannte. Indem er zum Kern seiner eigenen Religion vorstieß und vor ihren negativen Auswüchsen die Augen nicht verschloss, konnte er auch den anderen Religionen Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Gandhis Verhältnis zu den Weltreligionen war kein theoretisches; es entwickelte sich aus dem täglichen Umgang mit Andersgläubigen. Die indische Kommunität in Südafrika, für deren Rechte er mehr als zwanzig

Jahre stritt (1893–1914), setzte sich zusammen aus Hindus – sie standen als Kontraktarbeiter in Südafrika auf der untersten sozialen Stufe – und Moslems, die vor allem als Kaufleute und Rechtsanwälte ihren Lebensunterhalt verdienten. Die herrschende Schicht der Engländer und Buren bekannte sich zum Christentum. In den politischen und sozialen Auseinandersetzungen zwischen den diskriminierten Indern und der Regierung wäre Gandhi als Wortführer der Inder niemals auf den Gedanken gekommen, für seine Zwecke eine Religion gegen die andere auszuspielen.

Nicht in den unterschiedlichen Religionen, erkannte er, lag die Wurzel der Ausbeutung und Unterdrückung, sondern in der Negierung ihrer Botschaft. Die moderne Zivilisation, die auf der Ausbeutung der Ärmsten der Armen beruhe, schrieb er 1909 an einen englischen Politiker, sei »eine Negation des christlichen Glaubens«.

Gandhi nannte die Kampfform des gewaltlosen Widerstands gegen Diskriminierung und Ausbeutung *satyagraha* – »die Kraft der Wahrheit und der Liebe oder Gewaltlosigkeit«. Er wählte diese Bezeichnung, weil ihm die in Europa gebräuchlichen Begriffe wie »passiver Widerstand« oder »ziviler Ungehorsam« zu negativ erschienen. *Satyagraha* ist *mehr* als passive Verweigerung oder feindselige Herausforderung. *Satyagraha* wird von Menschen ausgeübt, die freiwillig, aus dem Bewusstsein ihrer inneren Stärke heraus, auf Gewalt verzichten und auf die Kraft der Wahrheit und der Liebe vertrauen.

»Gewaltlosigkeit ist reine Liebe«, sagte Gandhi. Er verwies auf die Schriften der Hindus, auf die Bibel und den Koran, die Wiedervergeltung nie vorschrieben, sondern nur gestatteten. Vorgeschrieben sei dagegen immer die Selbstüberwindung. Nicht das Schwert, sondern das Leiden sei das Kennzeichen des Menschengeschlechts. Durch das um der Wahrheit willen freiwillig auf sich genommene Leiden erkennt der Gegner, dass er nicht als Feind betrachtet wird, sondern als ein Mitsucher nach der Wahrheit. So steht am Ende eines *satyagraha*-Kampfes nicht die Demütigung des Kontrahenten, sondern der ehrenvolle Kompromiss als Weg zur Wahrheit. Wer *satyagraha* üben will, muss sich selbst beherrschen können und bereit sein, für die Wahrheit auch sein Leben zu opfern, ohne dem Gegner zu zürnen.

Nach zwanzigjährigem Aufenthalt in Südafrika kehrte Gandhi 1914 nach Indien zurück. Hier setzte er seinen gewaltlosen Kampf für die Rechte der Inder in einem ungleich größeren Maßstab als bisher fort. Die Bevölkerungsmehrheit in Indien bekennt sich zum Hinduismus, der Islam nimmt an Zahl der Gläubigen die zweite Stelle ein, aber auch Buddhisten, Parsen (die Anhänger des Zoroaster) und Christen spielen im politischen und sozialen Leben keine geringe Rolle. Die Spannungen zwischen den verschiedenen Religionsgemeinschaften aufrechtzuerhalten, hatte immer im Interesse der Kolonialmacht gelegen. Wie sonst hätten die Briten das Riesenreich mit so geringen Mitteln unterwerfen und in Besitz halten können! Sie spielten die zahlenmäßig unterlegenen Moslems als »tüchtige Geschäftsleute« gegen die »arroganten und faulen« Hindus aus, sie schürten die Vorurteile auf beiden Seiten und ermutigten die moslemischen

Nationalisten, den Indischen Nationalkongress zu verlassen und die Moslemliga zu gründen.

Gandhi stellte sich dieser Politik entgegen. Seinen Landsleuten erklärte er:

Wir können nicht Rama erkennen, indem wir das Ramayana, oder Krishna, indem wir die Gita, oder Allah, indem wir den Koran, oder Christus, indem wir die Bibel lesen. Wir können sie nur dadurch erkennen, dass wir den eigenen Charakter veredeln und erklären. Charakter beruht auf tugendhafter Tat, tugendhafte Tat wiederum beruht auf Wahrheit. Wahrheit also ist Grund und Quelle alles Guten und Großen.

Wahrheit bestand für Gandhi auch darin, dass alle Menschen dieselbe Würde besitzen und vor Gott gleich sind, mit welchem Namen sie ihn auch verehren. Keine Religion, Wissenschaft oder gar Ideologie ist im alleinigen Besitz der Wahrheit. Sie liegt im Wesen aller Dinge, doch ist sie nur erkennbar im ständig wechselnden Spiel des Lebens. Was sich gestern als richtig erwies, muss es heute nicht mehr sein. Der abendländische Dualismus war Gandhi fremd. Das Böse hatte für ihn seinen Platz und seine Berechtigung ebenso wie das Gute:

Gottes Hand *ist* hinter dem Guten, aber in Gottes Hand ist nicht nur das Gute. Seine Hand ist ebenso hinter dem Übel. Gut und Übel ist unsere eigene unvollkommene Sprache. Gott steht über Gut und Übel (...) Übel ist das Gute und Wahre am falschen Ort. Es hat für sich kein eigenständiges Dasein, sondern ist nur das Wahre und Gute am falschen Ort.

Unerschrocken und unter Einsatz seines Lebens stellte sich Gandhi Hindus in den Weg, wenn sie Moslems verfolgten und verteidigte sie ebenso gegen die Angriffe von Moslems und machte den Gläubigen beider Religionsgemeinschaften begreiflich, dass er nicht sie verurteilte, sondern ihre Taten, die die Wahrheit verletzten. Den Christen sagte er:

Es ist besser, unsere Taten für unser Leben sprechen zu lassen als unsere Worte. Gott wurde nicht nur vor eintausendneunhundert Jahren ans Kreuz geschlagen, er wird es heute. Tag für Tag stirbt er und ersteht wieder auf. Es wäre eine magere Tröstung für die Welt, wenn sie auf einen historischen Gott zählen müsste, der vor zweitausend Jahren gestorben ist. Betet also nicht den geschichtlichen Gott an, sondern zeigt, wie er heute in euch lebt.

Gandhis menschliche Größe offenbarte sich nirgends deutlicher als in der Niederlage. Als Indien 1947 auf gewaltlosem Weg die staatliche Unabhängigkeit von Großbritannien erstritten hatte, entfesselten die zuvor von der Kolonialregierung mit eiserner Faust unterdrückten sozialen Gegensätze einen blutigen Bürgerkrieg zwischen Moslems und Hindus. Die Moslemliga hatte mit britischer Hilfe den Staat Pakistan von Indien abgespalten. Eine Völkerwanderung begann. Aus ihren angestammten Wohnorten in Pakistan flohen etwa sechs Millionen Hindus in die Indische Union und etwa sechs Millionen Moslems aus der Indischen Union nach Pakistan. Doch auch nach dieser beispiellosen Massenflucht lebten noch immer vierzig Millionen Moslems in der Indischen Union und machten die Nichtmoslems siebzehn Prozent der Gesamtbevölkerung des neuen Staates Pakistan aus. Der Hass gegen die jeweilige Minderheit entlud sich in mörderischen Exzessen. Gandhi, der sich bis zuletzt gegen die Teilung Indiens ausgesprochen hatte, war verzweifelt. Sein Lebenswerk, die orga-

nisierte und disziplinierte Gewaltlosigkeit der indischen Massen über soziale Schranken und Glaubensgrenzen hinweg, versank in Blut und Tränen.

Der Achtundsiebzigjährige stemmte sich mit der ganzen Kraft seiner natürlichen Autorität gegen den Wahnsinn der aufgeputschten Massen. Wo er auf seinen zahllosen Reisen durch die Indische Union Station machte, um sein Leben für die Verfolgten einzusetzen und den Verfolgern ins Gewissen zu reden, erreichte er erstaunliche Erfolge. Lord Mountbatten, der letzte Vizekönig von Britisch-Indien, nannte ihn anerkennend eine »Ein-Mann-Armee«, die vollbrachte, was Zehntausenden von Soldaten nicht gelang: Frieden zu schaffen. Die nationalistischen Hindus beschimpften Gandhi wegen seines Eintretens für die verfolgten Moslems als »Mohammed Gandhi« und »Jinnahs (= Führer der Moslemliga) Sklave«. Doch das focht Gandhi nicht an. »Die Leute haben mir den Titel eines Mahatma (= große Seele) verliehen, diese Beiwörter sind auch ein Geschenk von ihnen; sie sind mir gleichermaßen willkommen«, pflegte er zu sagen.

Zeit lebens hatte Gandhi dem Gebet eine große Bedeutung zugemessen. Nun wurde sein Leben selbst zum Gebet. Allabendlich hielt er eine öffentliche Andacht, während der er aus den heiligen Büchern der Hindus, dem Koran und der Bibel zitierte und die vorgelesenen Stellen kommentierte. Tausende strömten zu diesen Andachten, die während der blutigen Kämpfe zwischen Hindus und Moslems nach der Proklamation der Unabhängigkeit Indiens auch im Radio übertragen wurden. Auf dem Weg zum Gebet wurde Gandhi am 30. Januar 1948 von einem fanatischen Hindu ermordet.

Kurz vor seinem gewaltsamen Tod hatte er in der Zeitschrift Harijan vom 7. Dezember 1947 geschrieben:

Europa hat den weisen, kühnen und tapferen Widerstand des Jesus von Nazareth als passiven Widerstand missdeutet, wie wenn es sich um die Tat eines Schwächlings handelte. Als ich das Neue Testament zum erstenmal las, fand ich nichts von Passivität oder Schwäche an Jesus in den Schilderungen, die die vier Evangelien von ihm geben.

Zu Gandhi waren Menschen vieler Nationen, aller Religionen und Weltanschauungen gepilgert. Er lehrte sie, nicht nach einem Dogma zu leben, sondern sich selbst zu entdecken – als Christ, als Jude, als Moslem, als Hindu, Buddhist oder Atheist. Als Vermächtnis hinterließ er ihnen die Worte:

In den Zeiten, die kommen werden, werden die Menschen uns nicht einschätzen nach dem Glauben, zu dem wir uns bekennen, oder nach der Bezeichnung, die wir tragen, oder nach den Losungen, die wir schreien, sondern nach unserer Arbeit, unserem Fleiß, unserer Opferbereitschaft, unserer Aufrichtigkeit und der Reinheit unseres Charakters. Sie werden wissen wollen, was wir tatsächlich für sie getan haben.

Nachsatz

Gandhis Toleranz gegenüber Andersdenkenden und Andersgläubigen, gespeist aus dem Quell einer tiefen Religiosität, hat vielen Menschen noch über seinen Tod hinaus geholfen, ihren eigenen Weg zu finden. Ich selbst mag dafür als Beispiel dienen.

Als ich zehn Jahre alt war, wies mich der Pfarrer – das II. Vatikanische Konzil lag noch in weiter Ferne – wegen vermeintlichen Ungehorsams wenige Tage vor der ersten Kommunion aus der Kirche mit den Worten, ich solle mich nie mehr blicken lassen. Ich hielt mich daran und betrat fortan kein Gotteshaus mehr. Erst als ich mich fünfundzwanzig Jahre später mit dem Leben und dem Werk Gandhis beschäftigte, wurde mir klar, dass mein Glaube in den vergangenen Jahrzehnten des Suchens und Irrens die Kränkung nicht nur überdauert hatte, sondern sogar tiefer geworden war. Noch einmal zehn Jahre später konnte ich ohne Bitterkeit in die Kirche meiner Vorfahren zurückkehren, weil der Hindu Gandhi mir die Augen geöffnet hatte für das Wesen der christlichen Botschaft, das der katholische Priester dem Kind einst vorenthalten hatte.